

Das Geheimnis der Wortweber

SAMUELE CARELLA



Die unsichtbaren Fäden

Die Stadt war ein Mosaik aus kaltem Beton und Glas, ein scheinbar makellooses Gefüge aus Perfektion und Ordnung. Ihre Straßen waren gesäumt von Bildschirmen, die unermüdlich Nachrichten sendeten, von der täglichen Wettervorhersage bis zu den neuesten Erlassen der Regierung. Die Menschen, die durch diese Straßen gingen, lebten in geordneter Gleichgültigkeit. Sie sprachen über steigende Preise, die Vorzüge der neuen Arbeitszeitregelungen oder den letzten großen Sportwettkampf – nie über die Dinge, die nicht gesagt wurden. Denn was nicht gesagt wurde, existierte für sie nicht.

Niemand ahnte, dass es die Worte selbst waren, die diese Ordnung schufen und bewahrten. Noch weniger ahnten sie, dass jene Worte aus einer Quelle kamen, die sie niemals erblicken würden: den Wortwebern. Tief unter der Stadt, verborgen vor allen Augen, lebte und arbeitete diese geheime Elite. Ihre Aufgabe war nicht, die Realität zu verändern, sondern sie zu definieren. Jedes Gesetz, jede Rede und jeder öffentliche Satz war von ihren Händen geformt worden, und was sie nicht schrieben, existierte nicht.

Einer von ihnen war René. Ein Mann mit einer unerschütterlichen Begabung für Sprache, ein Virtuose der Wörter, der es mit Leichtigkeit schaffte, selbst den bedeutungslosesten Satz in eine unausgesprochene Wahrheit zu hüllen. Seit Jahren arbeitete er in den dunklen Räumen der Wortweber, wo keine Fenster waren, nur die endlosen Reihen von Büchern, deren Seiten unbeschrieben blieben. Jedes Wort, das er wählte, wurde geprüft, analysiert, angepasst – nicht von Maschinen, sondern von den unsichtbaren Regeln des Systems.

An diesem Morgen saß er in der großen Halle der Webstühle, wie die Wortweber ihren Arbeitsraum nannten. Vor ihm lag ein einzelnes, leeres Blatt. Es sah harmlos aus, doch es enthielt die Macht, das Leben von Tausenden zu verändern. „Wählen Sie die Worte mit Bedacht“, hatte sein Ausbilder immer gesagt, „denn jedes Wort, das Sie schreiben, schließt ein anderes aus.“

Doch heute war etwas anders. Während er die Feder hob, um die nächste Mitteilung zu formulieren – eine harmlose Erklärung zur Anpassung der Lebensmittelrationen – zögerte er. Ein Wort, das ihm zu entgleiten drohte, tauchte in seinem Geist auf. Freiheit. Es war ein Wort, das nicht in den Text gehörte, das keinen Platz in den Webstühlen der Ordnung hatte. Und doch konnte er es nicht abschütteln. Warum war es so gefährlich? Warum durfte es nicht existieren?

Ein Husten riss ihn aus seinen Gedanken. Sein Kollege, ein älterer Wortweber, der ihm gegenüber saß, blickte kurz auf. Ein warnender Blick – kurz, aber klar. Nicht denken. Nur weben.

René senkte den Blick und begann zu schreiben, doch das Gefühl blieb. Wie ein unsichtbarer Faden zog es sich durch seine Gedanken. Es war ein leiser Anfang, ein unmerklicher Riss im Gewebe der Stille.

Die stillen Ketten

René schrieb. Wort für Wort formte er eine Mitteilung, die keine Fragen aufwarf, keine Zweifelsätze, nur Akzeptanz weckte. Seine Hand glitt über das Papier, während die Feder in rhythmischer Stille tanzte. Es war eine Kunst, die von präziser Perfektion lebte, und doch fühlte es sich an, als würde er keine Kunst, sondern eine Fessel erschaffen – für andere und, auf eine Weise, für sich selbst.



Der Text wuchs. „Zur Sicherung der Verteilungsgerechtigkeit im Rahmen der aktuellen Ressourcenanpassung...“ Die Sätze wirkten harmlos, neutral, fast beruhigend. Doch René wusste, dass diese Worte wie Zahnräder in einer Maschine waren, die die Realität immer weiter in eine festgelegte Bahn lenkten.

Während er den letzten Satz setzte, hörte er, wie die schweren Türen der Halle sich öffneten. Niemand im Raum blickte auf – das war die Regel. Kein Wortweber durfte sich durch äußere Bewegungen ablenken lassen. Und doch spürte René, wie ein kalter Luftzug den Raum durchzog, begleitet von einem unerklärlichen Unbehagen.

„René“, sprach eine leise, aber feste Stimme. Sie gehörte zu einem Mann, der selten sprach – dem Ältesten der Wortweber. René blickte auf, gerade so weit, dass er den Blick des Mannes spüren konnte. Der Älteste war eine hochgewachsene Gestalt, deren Gesicht von der Arbeit mit den Worten gezeichnet war. Seine Augen waren leer, wie die Seiten eines Buches, das niemand lesen durfte.

„Folge mir“, sagte der Älteste, ohne eine Erklärung anzubieten.

René zögerte nur einen Moment, bevor er die Feder zur Seite legte. Er folgte dem Ältesten hinaus aus der Halle, durch die endlosen, dunklen Korridore des Labyrinths. Die Schritte des Ältesten hallten wie das Ticken einer Uhr, regelmäßig und unaufhaltsam.

„Weißt du, warum ich dich gerufen habe?“ fragte der Älteste schließlich, ohne sich umzudrehen. René schüttelte den Kopf. „Nein, Herr.“

„Du hast gezögert“, sagte der Älteste schlicht. Es war keine Frage, sondern eine Feststellung. René öffnete den Mund, doch er wusste nicht, was er sagen sollte. Zögern war eines der Dinge, die einem Wortweber nicht erlaubt waren. Wörter mussten präzise und unmittelbar sein. Zögern war der erste Schritt zur Unsicherheit, und Unsicherheit war der Feind der Ordnung.

„Zögern führt zu Gedanken, René“, fuhr der Älteste fort, „und Gedanken führen zu Fragen. Du weißt, was das bedeutet.“

„Ich habe nichts in den Text geschrieben, das abweicht“, antwortete René schließlich, seine Stimme ruhig, doch innerlich spürte er eine Anspannung, die sich wie ein unsichtbarer Strick um seine Kehle legte.

Der Älteste hielt an, drehte sich um und sah René mit einem Blick an, der durch ihn hindurchzusehen schien. „Noch nicht.“

Die Worte hallten in Renés Kopf nach, während der Älteste sich wieder abwandte und den Weg fortsetzte. Sie erreichten eine Tür, schwer und aus dunklem Holz, mit einem verzierten Griff aus poliertem Metall. Der Älteste öffnete sie langsam, und René trat ein.

Der Raum dahinter war klein und karg. In der Mitte stand ein einzelner Stuhl aus schwarzem Holz. An den Wänden hingen alte Gemälde, deren Farben verblasst waren, doch die Details sprachen von einer Zeit, in der Worte vielleicht anders benutzt wurden. Der Älteste deutete auf den Stuhl.

„Setz dich.“

René gehorchte und wartete, während der Älteste die Tür schloss. Dann sprach er mit einer Stimme, die leiser war als zuvor, aber unnachgiebig. „Was hat dich heute zögern lassen, René?“

René suchte nach einer Antwort, doch seine Gedanken waren ein wirres Knäuel aus Worten, die nicht ausgesprochen werden durften. Schließlich sagte er: „Ich weiß es nicht.“

Der Älteste lehnte sich leicht vor. „Du weißt es. Du musst es nur sagen.“

René schluckte. Das Wort Freiheit tauchte in seinem Geist auf, so deutlich, als wäre es in den



Raum geschrieben. Doch er konnte es nicht aussprechen. Er konnte nicht riskieren, es zu formen. Und so blieb er stumm.

Der Älteste richtete sich wieder auf, ein Hauch von Enttäuschung in seinem Blick. „Du wirst lernen, René. Oder du wirst fallen.“

Mit diesen Worten ließ er René allein im Raum zurück. Und zum ersten Mal spürte René die volle Last der stillen Ketten, die ihn und seine Gedanken umschlossen.

Das Schweigen hinter den Wänden

René saß reglos auf dem Stuhl, während die schweren Schritte des Ältesten im Korridor verhallten. Der Raum war still, bis auf das leise Knistern einer einzigen Lampe, deren Licht in einem schmalen Kreis um ihn fiel. Die Gemälde an den Wänden schienen ihn zu beobachten, ihre ausdruckslosen Figuren erstarrt in einer Zeit, die nichts mit seiner Welt zu tun hatte.

Du wirst lernen, oder du wirst fallen. Die Worte des Ältesten hingen wie ein dunkler Schatten in seinem Geist. Lernen bedeutete Gehorsam. Fallen bedeutete... das wusste René nicht genau, aber er hatte es bei anderen gesehen. Wortweber, die „abgelenkt“ wurden, verschwanden spurlos, ihre Plätze rasch von neuen Schreibern eingenommen.

Er stand auf und ließ den Raum hinter sich. Der Gang, in dem er sich wiederfand, war schmal und endlos, die Wände von einer unnatürlichen Glätte, die alles Licht zu verschlucken schien. Hier war keine Kunst, keine Bücher – nur Leere. René wusste, dass dies kein Weg war, den man oft beschritt. Diese Gänge führten nicht zu den Hallen der Webstühle oder den Bibliotheken. Sie führten an den Rand der Organisation – an einen Ort, den nur wenige Wortweber betreten durften.

Seine Schritte wurden langsamer, als er vor einer weiteren Tür anhielt. Sie war aus Metall, mit einer kleinen Scheibe aus mattem Glas. René zögerte. Er wusste nicht, warum er hier war, oder was er finden würde. Aber die Worte des Ältesten nagten an ihm, drängten ihn weiter.

Er öffnete die Tür.

Dahinter lag ein Raum, der vollkommen anders war als alles, was René je gesehen hatte. Es war ein Archiv, aber nicht wie die geordneten Reihen der Webstühle oder die makellosen Regale der Bibliothek. Hier war Chaos. Bücher und Dokumente lagen in Stapeln auf dem Boden, verstreut wie Trümmer nach einem Sturm. Die Luft war dick und muffig, erfüllt vom Geruch alten Papiers und Tinte. Und da, inmitten dieses Durcheinanders, stand ein Mann.

Er war alt, älter als jeder Wortweber, den René kannte. Sein Haar war dünn und weiß, und seine Schultern hingen wie unter der Last von Jahren. Doch seine Augen waren lebendig, durchdringend, und sie fixierten René mit einer Intensität, die ihn innehalten ließ.

„Du bist jung“, sagte der Mann. Seine Stimme war rau, aber kraftvoll. „Zu jung, um hier zu sein.“

René trat zögernd näher. „Ich wurde nicht... eingeladen“, gab er zu. „Ich habe die Tür gefunden.“

Der alte Mann lachte leise, ein trockenes, fast bitteres Geräusch. „Niemand wird hierher eingeladen. Nur diejenigen, die wissen, dass etwas fehlt, finden diesen Ort.“

René spürte, wie ihm das Blut in den Adern zu pulsieren schien. „Wer sind Sie?“ fragte er schließlich.

Der Mann blickte ihn lange an, bevor er antwortete. „Ich war ein Wortweber. Wie du.“

René erstarrte. „Warum sind Sie hier?“

Der Mann hob ein Buch auf, dessen Ecken zerfetzt waren. „Weil ich aufgehört habe, zu schreiben, was man mir befahl. Und begonnen habe, zu schreiben, was wahr ist.“



Das Wort Wahrheit traf René wie ein Schlag. Es war eines dieser Worte, die in den Hallen der Webstühle niemals ausgesprochen wurden. Nicht, weil es verboten war, sondern weil es nicht existierte. Es war ein Geist, ein Schatten, ein Konzept, das keine Definition hatte.

„Was ist Wahrheit?“ flüsterte René, fast gegen seinen Willen.

Der Mann lächelte traurig. „Das ist die falsche Frage. Die richtige ist: Wer bestimmt sie?“

René fühlte, wie sich eine Kluft in seinem Geist auftat. Alles, was er je gelernt hatte, jedes Wort, das er je geschrieben hatte, schien plötzlich auf Sand gebaut zu sein. „Sie sagen also... wir schreiben nicht die Wahrheit?“

„Ihr schreibt keine Lügen“, korrigierte der Mann. „Aber ihr schreibt auch nicht alles. Und das ist der Punkt. Was nicht geschrieben wird, wird nicht gedacht. Und was nicht gedacht wird... existiert nicht.“

Die Worte des Mannes hallten in Renés Kopf wider, während er versuchte, ihre Bedeutung zu begreifen. „Was soll ich tun?“ fragte er schließlich.

Der Mann legte das Buch zur Seite. „Das kannst nur du entscheiden. Aber sei dir bewusst: Wenn du fragst, wird dir nicht gefallen, was du findest.“

René blickte auf das Chaos des Raumes. Bücher, Dokumente, Fragmente von Gedanken – all das war hier, und doch fühlte es sich an wie ein verbotener Ort, eine Zone, die nie hätte existieren dürfen. Und doch wusste er, dass er zurückkommen musste.

Die Fäden der Wahrheit

René verließ den Raum des alten Mannes mit einem Gefühl, das er nicht ganz einordnen konnte. Es war keine Angst, nicht einmal Verwirrung. Es war, als ob etwas in ihm leise aufgewacht war – ein Flüstern, das er nicht ignorieren konnte. Seine Schritte hallten durch die leeren Gänge, doch der Rhythmus war gebrochen, als ob selbst sein Gang nicht mehr so gleichmäßig war wie zuvor. Zurück in der Halle der Webstühle setzte René sich an seinen Platz. Das Blatt Papier, das er zuvor verlassen hatte, lag noch dort. Die Worte, die er bereits geschrieben hatte, warteten auf Vollendung. Sie waren unschuldig genug – eine Erklärung über die neuen Rationen, die so formuliert war, dass sie Akzeptanz statt Widerstand hervorrief. Er hätte sie einfach beenden können. Aber seine Hand zitterte.

Er griff nach der Feder, doch bevor sie das Papier berührte, zog er sie zurück. Seine Augen wanderten zu den anderen Wortwebern. Ihre Köpfe waren gesenkt, ihre Bewegungen präzise. Niemand zögerte. Niemand sah auf. Sie waren wie Zahnräder in einer Maschine, und René war sich plötzlich sicher, dass er eines davon nicht mehr sein wollte.

Er legte die Feder beiseite und ließ seine Finger über die Ränder des Papiers gleiten. Die Oberfläche war glatt, makellos, wie eine unbeschriebene Zukunft. Doch was nützte eine Zukunft, die von anderen geschrieben wurde?

Die Worte des alten Mannes hallten in ihm wider: Was nicht geschrieben wird, wird nicht gedacht. Er fragte sich, wie viele Leben von den Sätzen auf diesen Papieren gelenkt wurden. Wie viele Menschen nie eine Wahl hatten, weil die Sprache, die sie gebraucht hätten, ihnen vorenthalten worden war.

Ein plötzlicher Gedanke drängte sich in seinen Kopf: Was, wenn er ein Wort schrieb, das nicht erlaubt war? Kein offensichtlicher Widerspruch, keine offene Rebellion – nur ein Wort, das die



Menschen innehalten ließ. Ein Wort, das die Fäden lockerte, die sie umschlossen. Er hob die Feder wieder an. Sein Atem ging flach, als er das Wort langsam und bedacht schrieb: Warum.

Die Tinte schien auf dem Papier dunkler zu sein als alle anderen Worte. Es war ein einfaches Wort, fast unscheinbar, doch René wusste, dass es die gefährlichste Frage war, die ein Mensch stellen konnte. Er zog die Feder zurück und betrachtete das Ergebnis. Es war keine große Veränderung, kein offensichtlicher Angriff. Aber es war ein Anfang.

Plötzlich spürte er, wie ein Blick auf ihn ruhte. Sein Kollege gegenüber, ein Mann namens Carl, hob den Kopf und sah ihn an. Seine Augen waren leer, doch etwas in seinem Ausdruck ließ René innehalten. Carl sagte nichts, aber sein Blick schien eine Warnung zu tragen: Weißt du, was du tust?

René zwang sich, ruhig zu bleiben. Er nahm das Papier, faltete es in der Mitte und legte es in die Schale, die für die Überprüfung vorgesehen war. Seine Hände zitterten, als er die Feder ablegte und den Raum verließ.

Die Korridore der Wortweber fühlten sich enger an als zuvor. Jeder Schritt war begleitet von dem unaufhörlichen Echo seiner eigenen Zweifel. Er hatte es getan. Er hatte etwas geschrieben, das nicht vorgesehen war. Doch war es genug? Konnte ein einzelnes Wort, ein Warum, wirklich etwas ändern?

Als er zu seinem Quartier zurückkehrte, fand er eine Nachricht auf dem Tisch vor. Ein kleines, unscheinbares Stück Papier mit nur einem Satz: Die Webstühle erkennen jeden Fehler.

René fühlte, wie sich seine Kehle zuschnürte. Die Nachricht war keine direkte Drohung, aber sie ließ keinen Zweifel daran, dass er beobachtet wurde. Er faltete das Papier und steckte es in seine Tasche. Dann setzte er sich auf das Bett und starrte auf die kahle Wand vor sich.

Er wusste, dass er nicht zurückgehen konnte. Nicht in die Webstühle, nicht in die Welt, die er so lange bereitwillig geformt hatte. Aber was konnte er tun? Die Wahrheit war kein Werkzeug, das er je gelernt hatte zu benutzen. Und doch spürte er, dass er es lernen musste – oder zugrunde gehen würde.

Die Ketten der Furcht

René wachte auf, bevor der Morgen in den Hallen der Wortweber begann. Sein Herz schlug schnell, die Schatten seiner Träume noch in seinem Geist. Er hatte vom alten Mann geträumt, von den chaotischen Büchern und dem Wort, das er geschrieben hatte. Warum. Es hallte in ihm nach, wie ein Echo in einem leeren Raum. Er wusste, dass er heute zur Halle zurückkehren musste. Die Arbeit konnte nicht unterbrochen werden. Aber das Wort, das er geschrieben hatte, ließ ihn nicht los. Wer würde es lesen? Würde es überhaupt bemerkt werden? War es möglich, dass ein so kleines Wort in den Maschinerien der Kontrolle untergehen könnte?

Als René die Halle betrat, war die Atmosphäre unverändert. Die anderen Wortweber saßen still an ihren Plätzen, die Federn glitten über das Papier, das rhythmische Kratzen erfüllte den Raum. Niemand sah ihn an. Und doch spürte René, dass etwas anders war.

Er setzte sich auf seinen Platz und griff nach der neuen Aufgabe, die vor ihm lag. Ein weiteres Blatt, eine weitere Botschaft, die die Realität formen würde. Doch bevor er die Feder berührte, bemerkte er, dass Carl ihm erneut einen Blick zuwarf. Dieses Mal war es keine stumme Warnung.



Es war eine Frage. Was hast du getan?

René zwang sich, den Blick abzuwenden. Er durfte sich keine Schwäche anmerken lassen. Doch die Spannung in der Luft war spürbar. Die anderen Wortweber schrieben weiter, ihre Köpfe gesenkt, aber René wusste, dass jeder von ihnen die stillen Regeln des Raumes kannte. Jeder Fehler, jede Abweichung wurde registriert.

Die Tür zur Halle öffnete sich, und der Älteste trat ein. Sein Gang war langsam, gemessen, und sein Blick schweifte über die Wortweber, bis er bei René stehen blieb. René fühlte, wie die Zeit sich zu dehnen schien, während der Älteste ihn fixierte.

„René“, sagte der Älteste schließlich. Seine Stimme war ruhig, doch sie trug ein Gewicht, das den Raum füllte. „Komm mit mir.“

Die Worte ließen keinen Raum für Widerstand. René legte die Feder beiseite und folgte dem Ältesten hinaus. Die Korridore schienen dunkler als zuvor, die Wände enger. René versuchte, ruhig zu atmen, doch jeder Schritt fühlte sich an, als würde er ihn näher an einen Abgrund führen, den er nicht sehen konnte.

Der Älteste führte ihn zu einem Raum, den René noch nie betreten hatte. Die Tür war aus schwerem Holz, verziert mit Gravuren, die an die alten Schriftrollen erinnerten, von denen die Wortweber ihre Tradition ableiteten. Der Älteste öffnete die Tür und bedeutete René, einzutreten.

Der Raum war klein und spärlich beleuchtet. In der Mitte stand ein Tisch mit einem einzigen Blatt Papier darauf. Neben dem Papier lag eine Feder. Der Älteste trat an den Tisch und nahm die Feder in die Hand.

„Weißt du, warum du hier bist?“ fragte er.

René zögerte. Er wusste, dass er nicht lügen konnte. „Ich habe etwas geschrieben, das nicht vorgesehen war.“

Der Älteste nickte langsam. „Du hast ein Wort geschrieben. Ein einzelnes Wort. Und doch reicht es, um die Fäden unserer Arbeit ins Wanken zu bringen.“

René wollte etwas sagen, doch der Älteste hob die Hand. „Du verstehst nicht, René. Es geht nicht nur um das Wort selbst. Es geht um das, was es repräsentiert. Eine Frage. Eine Lücke im Gewebe, die größer werden könnte.“

Er setzte sich und deutete auf den Stuhl gegenüber. „Setz dich.“

René gehorchte, seine Hände zitterten leicht. Der Älteste legte die Feder auf das Papier vor sich und sah ihn an. „Was hast du dir erhofft, René? Dass jemand die Frage sieht und aufhört, die Antworten zu akzeptieren, die wir geben?“

René schwieg. Er wusste nicht, was er sagen sollte. War das nicht genau seine Hoffnung gewesen? Dass ein einziges Wort etwas ändern könnte?

Der Älteste lehnte sich zurück. „Du bist jung, René. Du verstehst noch nicht, dass Worte keine Macht haben, wenn sie nicht gehört werden. Die Menschen lesen, was wir schreiben, aber sie sehen nicht. Sie folgen den Bedeutungen, die wir weben. Deine Frage wird keine Rebellion auslösen. Sie wird einfach... gelöscht.“

René spürte, wie sein Herz sank. Der Älteste sprach weiter: „Aber du hast etwas anderes getan. Du hast gezögert. Und das ist gefährlicher als jedes Wort.“

Die Worte des Ältesten waren wie ein Urteil. René fühlte, wie die stillen Ketten sich enger um ihn schlossen. Und doch spürte er auch etwas anderes – ein Flüstern in seinem Geist, eine leise, unaufhörliche Frage, die nicht mehr verschwinden würde.



Das letzte Wort

René saß schweigend vor dem Ältesten, die Feder noch in der Hand. Seine Gedanken wirbelten wie lose Blätter im Wind, unfähig, eine klare Richtung zu finden. Der Älteste betrachtete ihn mit einem Blick, der alle seine Zweifel zu durchdringen schien.

„Weißt du, René“, begann der Älteste, seine Stimme ruhig, fast freundlich, „unsere Arbeit ist nicht das, was du glaubst. Es ist keine Kunst, keine Machtspielerei. Es ist viel einfacher – und viel endgültiger.“

René konnte den Blick des Ältesten kaum ertragen. Die Wahrheit, die in diesen Worten lag, begann, die letzten Fäden seiner Hoffnung aufzulösen.

„Du dachtest, du könntest etwas verändern“, fuhr der Älteste fort. „Ein einziges Wort. Eine Frage. Warum. Aber was du nicht verstehst, ist, dass selbst deine Zweifel vorhergesehen wurden.“

Renés Kehle war trocken, seine Finger zitterten leicht. Er wollte widersprechen, etwas sagen, doch die Worte kamen nicht. Der Älteste beugte sich vor, ein Lächeln umspielte seine Lippen.

„Wir haben deine Worte gewebt, bevor du sie geschrieben hast“, sagte der Älteste schließlich.

René starrte ihn an, unfähig zu reagieren. Die Feder fiel aus seiner Hand, ein leises Klirren, das wie ein Schlusspunkt klang. Das Lächeln des Ältesten blieb, ruhig und sicher, während René sich zurücklehnte, das Gewicht dieser Worte auf sich niederprasseln ließ – und verstummte.